



## Drei fränkische Lyriker der Gegenwart

Gewürdigt von Dr. Peter Schneider

### I.



Der ersten zusammenfassenden Besprechung fränkischer Dichter und Schriftsteller in unserer Zeitschrift seien ein paar allgemeine Bemerkungen vorausgeschickt.

Männiglich weiß, daß Schaffen schwer, den Kritiker spielen aber leicht ist. Wenigstens machen sich die meisten Menschen die Beurteilung von Kunstwerken leicht. Auf Kleinigkeiten stürzen sie sich wie der Teufel auf eine arme Seele. Zuletzt kommt dann, als schlechtes Pflaster auf eine gerissene Wunde, die Schlussbemerkung: „Doch vermögen diese Einzelheiten das Gesamtbild des Wertes nicht wesentlich zu beeinträchtigen.“ Worin aber das „Gesamtbild“ besteht, das hat uns der Kritiker nicht verraten; er ist ja selber gar nicht zu seiner Erkenntnis vorgeedrungen.

Das ist die eine Gruppe. Wieder andere tun, als hätten sie zu tiefst in der Seele des Künstlers, des Dichters gelesen. Die berühmten Leute, die Gros wachsen und Flöhe husten hören, sind gegen sie Walfenntaben. Sie behaupten Dinge, an die der Dichter selber nie gedacht, bei deren Nennung er sich vor Lachen kugeln möchte. Die Ergebnisse dieses Lesens in den geheimsten Falten der Dichterseele werden vielfach in einem Stil vorgebracht, der — der — nun ich meine den Uthetizistenstil, der sich unter dem Strich mancher Zeitungen, in den Buchbesprechungen mancher Zeitschriften, auf den Waschzetteln mancher Verleger breit macht. Ihr Lieben, das ist eine Schwefelbände. Sie bringen die Kunstbetrachtung und die Kunst selber in Verruf. Sie machen, was Eigentum des Volkes werden sollte, zum Besitz einer kleinen Kaste. Manche von ihnen, wie der Sudler „Magmillian Harden“, schreiben in dem sogenannten Krotoschiner Deutsch, wie es Ludwig Thoma einmal so treffend genannt hat. Weg! —

Aber auch außerhalb dieser Kreise wird noch viel gekündigt. „Neben der Kraft lebensvoller Auferweckung und Aufrufung vergangener äußerer Geschehnisse und innerer Entwicklungen sowie zielsicherer Ausgestaltung der Träger einer hundertbewegten Handlung steht noch die Unkraft eines gewissen Mangels an konzentrierend vereinhaltlichender Zusammenschließung des epischen Vortrags.“ — Das ist auch nichts, verehrte Landsmännin. Das heißt man einen einfachen Gedanken in höchst gespreizter und darum kaum mehr genießbarer Form ausdrücken. Das ist vor allem nichts für das Volk. Jawohl, für das Volk! Und damit meine ich nicht nur das sogenannte niedere Volk. Ich meine den allergrößten

Teil des Volkes. Der Kritiker wendet sich nicht bloß an den Schöpfer des Werkes, das er bespricht. Wollte er sich nur an diesen wenden — ei, dann könnten Druckerschwärze und Papier gespart werden. Er schreibt für die Leser seiner Zeitung, seiner Zeitschrift. Ihr Urteil will er bilden; ihnen will er Wegweiser sein, daß sie zum Verständnis des besprochenen Wertes vorzudringen vermögen. Und darum hat er die dreimal verdammte Pflicht und Schuldigkeit so zu schreiben, daß sie es verstehen. Das „Volk“ braucht nahrhafte Kost; Zuckerzeug verdirbt die Zähne oder den Magen, und Eichel sowie auch Steinkohlen — fressen die Schweine. —

Man mag aus dem Gesagten ersehen, in welchem Geist die Werke von Dichtern und Künstlern in unserem „Frankenland“ besprochen werden sollen.

## II.

Dem fränkischen Wesen liegt die Lyrik, die Dichtung des Gefühlslebens im ganzen recht gut und namentlich in der Gegenwart ringt eine nicht geringe Zahl unserer Landsleute mit den Angehörigen der anderen deutschen Stämme eifrig um die Palme dieser Dichtungsgattung. Sie wollen die Worte, die Hermann Eising in seinem „Deutschen Heerbannlied“ den Schwaben von sich sagen läßt: „Mir blüht des Liedes Sabe“ auch für sich in Anspruch nehmen. Heute wollen wir sehen, was drei fränkische Landsleute, deren Geburtsorte durch die Namen Wiesentheid — Heidingsfeld — Rieneck bezeichnet werden, uns zu sagen haben.

Zu Wiesentheid, dem kleinen Schöndornischen Residenzstädtchen vor dem Steigerwald, erblickte 1881 Nikolaus Fey das Licht der Welt. Er hat uns manches Büchlein schon geschenkt, mit Gedichten in fränkischer Mundart und in hochdeutscher Sprache, und auch ein Roman, „Der kleine Heiland“, ist im Druck erschienen. Heute liegt neben mir der Gedichtband „Mit den Schnittern, Lieder der tiefen Sehnsucht“ (Philippus-Verlag Vohr a. M.). Nur auf eine Zeit des Jahres und der menschlichen Arbeit, auf die Erntezeit der Brotrucht, nehmen fast alle Gedichte des Bändchens irgendwie Bezug. Eine sehr einheitliche Stimmung durchweht infolgedessen das Buch. Wohl den reinsten Ausdruck dieser Stimmung dürfen wir in folgendem Gedicht erblicken:

„Und sammelt du auch Garben ein  
Mit einem Lied von Glück im Mut,  
Noch weißt du nicht, ob morgen früh  
Die Frucht auf deinen Leinen ruht.

Und führst du auch die Fuhrn heim  
Und lächelst deiner Sehnsucht zu:  
Wie auf den Dielen heut das Korn,  
So fill und reis mir's einmal du.

Wenn deine Seele Lieder singt,  
Weil deine Hand den Reichtum wiegt:  
Denk' an die Genie, die du trägst,  
Die oben auf den Garben liegt.“

So ist es: die Erntezeit weckt in dem Dichter vor allem Gedanken an die Vergänglichkeit des Irdischen. Immer und immer wieder kehrt dieser Gedanke, mannigfach abgewandelt, und in der starken Betonung dieses Gedankens dürfen wir einen Teil der Eigenart des Dichters erblicken. Denn gestehen wir: nicht alle Menschen haben in der Erntezeit diese Empfindungen. Ich selber z. B. bekenne mich zu ganz anderen Gefühlen. Mögen nun die Tropfen bäuerlichen Blutes in meinen Adern daran schuld sein oder überhaupt eine in diesem Punkt weniger empfindsame Veranlagung: noch niemals hat mich das Fallen der Halme irgendwie traurig gestimmt, niemals rufen sie Todesvorstellungen in mir hervor; mir war die Getreideernte noch immer die fröhliche Zeit der Beugung über die Früchte getaner Arbeit. Ganz sicher empfindet so auch die Mehrzahl aller Menschen, und wir sind daher schon aus diesem Grund berechtigt in Nikolaus Fey, der uns sonst auch heitere Gedichte geschenkt hat, einen wehmütigen Grundzug als einen Teil seines Wesens festzustellen.

Nicht immer ist in dem Buch nur genau von der Ernte die Rede; der Dichter läßt Zeitverhältnisse heraufspielen, und für Liebesgefühle findet er zarte, süße Worte:

„Wie der Mond in der Nacht  
Durch die Wälder sich schleicht,  
So ist mir dein Gang,  
Wenn dein Kleid über Teppiche streicht . . .“

Aber auch die Liebesgedichte sind ernst, und auch wo sie von Glück sprechen, zittert in ihnen ein Unterton von Melancholie. Nun mag man sagen, daß der Dichter hiermit vielleicht noch in dem Bann einer Richtung steht, die im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts in dieser Art dichtete und die mir selber aus meinen Universitätsjahren wohlbekannt ist. Aber es kann auch etwas anderes vorliegen. Ganz gewiß hat dieser Dichter seine engere fränkische Heimat sozusagen in sich aufgefogen, und diese Heimat ist schön, aber auch ernst mit dem blauen Hintergrund des Steigerwaldes, den verstreuten dunklen Wäldern des flacheren Landes und nicht zuletzt mit ihren Getreidefeldern, die nur ein paar Wochen lang „lachen“, dann aber von harter Arbeit und von der Notdurft des Lebens sprechen, weil eben das Brot in ihnen Wellen schlägt.

„Näher kommen mit den Sensen  
In das weiße Feld hinaus  
Und die weißen Wellen wandern  
Ihrem ersten Gang voraus.“

Wer sieht bei diesen Worten nicht fränkisches Land vor sich? —

Zum Ernst gefellt sich in Feys Dichtung eine Neigung zu gedanklicher, zuweilen grüblerischer Auswertung seiner Eindrücke. Außerordentlich stark ist seine Neigung, das Geschaute als etwas Sinnbildliches zu empfinden;

„Des Sommers heißer Atem steht  
Frühmorgens vor der Tür:  
Und geht die Sense aus zum Schutze,  
Dann wandert er mit ihr . . .“

Die Häß der Welt um Gut und Geld  
 Brennt dir an Stirn und Hand;  
 Der Atem der Begierde geht  
 Nun auch durchs weiße Land."

Von diesen Strophen (es ist die 1. und 3. eines Gedichtes) entspricht die zweite im Gedankenaufbau genau der ersten. Die Habgier der Welt hat ihr Sinnbild in der Hitze des Sommers. Was der Dichter sieht, das wird ihm zum Gleichnis, und er spricht es auch ganz unumwunden aus:

"Weißt du, daß alles, was dich grüßt,  
 Ein Gleichnis deines Lebens ist?"

Diese Neigung zur gedanklichen Auswertung der Eindrücke geschieht hier und da auf Kosten der überzeugenden Bildhaftigkeit, wenn etwa der Dichter sagt:

"O du toller Sonnemog,  
 Treibst mein Blut im Wellenschlag,  
 Daß es schwebt durch Luft und Land,  
 Wie die Schlenker deiner Hand."

Jedenfalls kann alle die lyrische Weichheit und träumerische Empfindung vieler Strophen nicht verhüllen, daß in diesem Gedichtband bedeutsame Ansätze zu einer Art Gedankendichtung vorliegen, die vielleicht in Feys künftigen Werken zu noch stärkerer Ausbildung gelangen wird.

Noch einige Worte über die sprachliche Seite. Fey ist kein Sucher nach neuen Formen, nach bislang nicht gehörten Wortfügungen und Bildern. Er ist durchaus kein „Moderner“ und will es offenbar auch gar nicht sein. Manche Anklänge an Frühere werden laut. Das Gedicht, das wir an erster Stelle brachten, erinnert mich an die Dichtersprache Albert Traegers (geb. 1830); hier und da mag man an Lenau, an Alexander Kauffmann oder an andere denken, und in der streng strophischen Gliederung und dem liedmäßig festen Rhythmus dieses Bändchens kommt der Geist des 19. Jahrhunderts zu Ehren. Nur selten wird man in diesem Band daran erinnert, daß auch Max Dauthenden dem Dichter bekannt war. Auf alle Fälle zeigen viele Gedichte sprachliche Melodie, und manches ruft nach musikalischer Vertonung.

Unter den drei Dichtern, die wir heute besprechen, erscheint Fey als der „bodenständigste“. Denn nicht nur strömt aus seinen Gedichten der Erdgeruch fränkischer Heimat empor, es bleibt trotz alles Grüblerischen ein Hauch von volksmäßiger Einfachheit und Einfach.

### III.

Eine anders geartete Dichterpersönlichkeit ist Josef Englert, der 1890 zu Heildingsfeld bei Würzburg geboren wurde. Vor mir liegt „Geliebte Erde“ (Felsenverlag zu Buchenbach i. Baden), ein Gedichtband in ganz besonders feiner Ausstattung. Bei den nicht gerade zahlreichen Gedichten des Bändchens lohnt es sich weit mehr als bei Fey, solcher früheren Dichter zu gedenken, auf deren Schultern der Verfasser steht, umso mehr als die ganze Haltung des Werkes unschwer auf literargeschichtliche Durchbildung des Verfassers schließen läßt. Da

kann man denn sagen, daß die Fäden bis ins 18. Jahrhundert zurückführen. Warum auch nicht? Noch jeder Künstler, noch jeder Dichter hat irgendwie an einen früheren, oft an einen ganz frühen angeknüpft, aus seinen Werten Lebenskräfte für seine eigene Kunst gezogen. Es handelt sich in solchen Fällen um geistige Verwandtschaft, die den Spätgeborenen zu den Alten hingieht, und in solchen Zusammenhängen etwas Tadelnswertes zu finden ist töricht und ungerecht.

Wenn ich nun bei Englert Verse lese wie die folgenden:

„Wenn du, Mädchen, den frühen Nachen des Mondes  
Hinschwimmen siehst durch die Wellen der Hügel  
Und der rötlich der gitternde Vorkeslern  
Spät noch geheime Vorhast wehst,  
O, dann gedenke des fern-entwandelten Freundes“ —

so fallen mir Verse wie diese ein:

„Wenn der Schimmer von dem Monde nun herab  
In die Wälder sich ergießt und Gesänge  
Mit den Vätern von der Erde  
In den Kählungen weh'n . . .“

So aber dichtete Klopstock (geb. 1724), der Schwelger in der Stimmungsmalerei der Abenddämmerung und der mondshelnerfüllten Nacht. Und noch eines anderen Dichters Geist steigt beim Lesen von Englerts Gedichten vor uns auf: Hölderlins, dessen zarte, in die schönste klassische Form gekleideten Gedichte die Richtung Klopstocks fortsetzen. So zeigt sich denn auch bei Englert, ohne daß es zur strengen Bindung in antike Versmaße läme, doch öfter ein Tonfall, der unbedingt an die daktylischen Rhythmen der Alten gemahnt, so in dem kleinen Gedicht „Me Briefe“:

„Silbende Briefe gleiten  
Langsam mir durch die Hände.  
Einstmals horst' dir das Herz,  
Als du sie schriebst, ich sie las.  
Küsse und Tränen verwehten,  
Alles vergah unter Herz.  
Nur eine Welle von Duft  
Steigt aus den Blättern noch auf.“

Die beiden letzten Verszeilen ergeben zusammen einen tadellosen Pentameter und es ist sehr bezeichnend für des Dichters Empfinden und ein gutes Zeugnis für sein Stilgefühl, daß er in solchen Gedichten sich des Reimes enthält. So steht also Englert auf den Schultern jener längst gewesenen Geister der an antiker Dichtung gebildeten Blütezeit deutscher Poesie. Trotzdem ist er in gewissem Sinn weit mehr ein „Moderner“ als Fey. Er arbeitet auch mit Mitteln, die erst die Dichtung der jüngsten Jahrzehnte erschlossen hat. Lesen wir daraufhin das Gedicht „Frühling“, eines der schönsten des Buches!

„Die Ameln jagen sich rücker  
Im jungen Gras zu weit.  
Süße und Wüßtyfer  
Nimmt durch die sonnenwärmen Glieder.“

Junge Mütter schmälern Geistes  
 (Ihre Stunde ist noch darin zu lesen)  
 Schieben Wägen mit schlummernden Kleinen Wesen  
 Durch breite Straßen Lichts.  
 Blüme, zerläßt in zarte Helle,  
 Grünen auf aus dem Staub der Alleen,  
 Brote sind auf dem Fluß und die Wimpel wehn,  
 Brücke wirt schlank sich über die Welle.  
 Bald sinkt der Tag in Abendblau,  
 Die Welt deckt sich mit Sternenschleien,  
 O Stunde zum Festefeiern!  
 Mein Herz ist noch nach dir, o schöne Frau."

Wenn es der Dichter wagt das menschlich so schöne Bild von den jungen Müttern, die ihr Jüngstes im Kinderwagen spazieren fahren, als ein bedeutungsvolles Zeichen des erwachten Frühlings in sein Gedicht aufzunehmen, so ist er damit durchaus ein Moderner; die Dichtung Hölderlins und auch noch viel späterer Zeit hätte etwas Derartiges unbedingt abgelehnt. Und wenn er von „Bäumen, zerläßt in zarte Helle“ spricht, wer möchte da ein durch die Eindrucks- (Impressions-) Malerei unserer Zeit gebildetes Auge verkennen?

Noch ein anderes! Mit Versen wie „die Umjeln sagen sich wieder im jungen Gras zu zweit“ oder „Wolken schwammen mit silbernen Bächen zu Tal“ umfängt uns weiche, melodische Musik. Wenn es wahr ist, daß der Mensch ein Ergebnis der Landschaft ist, aus der er erwächst, so ist Englert eines der besten Beispiele dafür. Das Maintal um Heidingsfeld ist eine Landschaft der größten Milde. Den Höhenformen ist dort schier jede Härte genommen; vor einem mildblauen Himmel, vor ruhiggeballten Wolkenmassen des Sommers fallen sie, versinken sie in fabelhafter Weichheit hinab ins Tal und hinein in den Fluß, in dessen Urtwässern die gelben und die weißen Rosen schwanken. Aus einer solchen Landschaft mußte einmal ein Josef Englert erwachsen.

Einiger Worte bedarf noch die dichterische Gottesvorstellung Englerts, weil gerade ihr die bedeutsamen Schlußgedichte gewidmet sind. Sein Gottesbegriff nähert sich der Vorstellung, daß das All Gott ist und daß wir „mit unsern Herzen und Händen Gott zu vollenden helfen.“ Auf die Frage: „Wer bist du doch, o Gott?“ gibt der Dichter selber die Antwort:

„Du bist die ein- und tausendfält'ge Wahrheit,  
 In der geheim sich Dunkles mischt mit Klarheit.  
 Wer könnte, Urkraft, dich in Kräfte trennen  
 Und dich mit Wort und Eigenschaft benennen?  
 Du wehst in allem, dunkelst noch im Bösen.  
 (Denn du kannst dich nicht aus den Dingen lösen).“

Wem fallen hier nicht die Worte ein, mit denen Goethes Faust, in der berühmten Unterredung im Garten, Gretchen über seine Gottesanschauung Aufschluß gibt? Und was will der Titel des Gedichtbandes „Geliebte Erde“ eigentlich sagen? Ähnlich wie Goethes „Ganymed“ geht auch unser Dichter am Herzen

der Natur in mystisch-verlorener Stimmung ganz in die Natur und damit in Gott auf, so wenn er an einem heißen Augusttag im tiefen Gras am Waldrand liegt:

„ . . . Tiefst sanken wir ein in Blätter, Kräuter und Moos,  
Über uns helen die Bäume, die Wipfel begruben uns Lieb,  
Farnen deckten uns zu und horrenglühende Erdruher,  
Eräume kamen zu uns und Dunkel, Tod und Eternu und Gott.“ -

Von den Dichtern unserer heutigen Betrachtung ist Englerer der Klassizist, insofern er entschieden an die künstlerische Kultur unserer großen klassischen Zeit anknüpft und in der eigenen künstlerischen Bändigung der Form eine hohe Stufe erreicht. Moderner Sprachgeist gibt seinem Klassizismus die besondere Färbung.

#### IV.

Nun hole ich aus dem Büchergestell „Das kommende Reich“, Gedichte von Friedrich Schnack (erschienen bei Jakob Hegner in Hellaerau.) Dieser fränkische Landsmann ist 1888 zu Riemsd bei Gemünden geboren und lebt zur Zeit in Freyung vorm Wald. In den Gedichtband muß man sich erst einlesen. Viele Gedichte werden einem zunächst absonderlich vorkommen. Sie sind in ihrer ganzen Haltung von denen Feys grundverschieden; etwas näher stehen sie Englerers Gedichten, doch ist auch davon der Abstand noch groß. Nach Stellen aus den Gedichten selber zerfällt der ganze Inhalt in die Abschnitte „Vor tausend Hügel gelagert“, „Durch ein arabisch Thor“ und „O! ist im Haus“.

Die Form der Gedichte zeigt eine eigentümliche Mischung von Freiheit und Gebundenheit. Von dem Einhalten gleichmäßig durchgeführter Strophen, gleicher langer Verszeilen ist nicht mehr die Rede; der Versston wechselt innerhalb desselben Gedichtes; die Wege des liedmäßigen lyrischen Gedichtes des 19. Jahrhunderts sind verlassen. Und doch sind andererseits diese Gedichte strophisch gegliedert in einer Art, die an das alte Sonett erinnert; und doch ist der Reim beibehalten, nur fällt er oft gar nicht recht auf, weil er am Ende von viel längeren Versen steht als sie das 19. Jahrhundert je versucht oder gutgeheißen hätte. Diese Eigentümlichkeiten der Form mag die „Anrufung der Dörfer“ zeigen:

„Ihr Dörfer, voll des Mittags hoher Sonnenhitze,  
An Teichen, wo die jüdischen Bergheimatliche erster Herzen erblühen:  
Ihr seid ferne der Städte, Bergwerke, der Kaiserlichen Mäuden,  
Sucht gilt noch der Gott, Sorglosigkeit der Fahrer und der unbeschäftigten Orille!

An euren Himmeln stehen am Abend auf ungerührter Oestras,  
Ihr Dörfer, ankommt von der blauen Wärme der Tage,  
Inseln der arabischen Braunen, Seite geläuteter Kreuzweglage,  
Ihr Dörfer, Wälderbraunen sinnen auf eures Hügels langgeschurter Oestras.

Stiegend im Schummer der Umwelt, ammet ihr Duft trielender Heugraden,  
Verdunstend entülle euch, Traumbilder, Nebel der Sonnenaufgange,  
Durch eure Lere haltlose Erime einseitiger Lere traden.

Sehnsüchtige Zellen umgrünen euch schmerzend, euch lieben die schwermütigen Himmelsengelge,  
Mojarat weiden in Wäuden Gefücher, ledert verdorgne Mariapaffen,  
Unter dem süßesten Wipfel drauzt fröhlicher Wein, goldet der Fabeln dunkler Insektentou.“

Das sind keine „sangbaren“ Gedichte nach altem Stil, aber daß sie überhaupt nicht sangbar seien, wird man nicht ohne weiteres behaupten dürfen. Neben der Freiheit des Rhythmus fällt sofort in der Sprache die Verwendung neuer, zum Teil kühner Bilder auf. Die „zärtlichen Vergiftmeinnichte“ mögen als nicht sonderlich neu erscheinen; kühner ist schon die „blaue Wärme“, noch ungewohnter „der Fabeln dunkler Insektenton“, der unter dem süßesten Wipfel „goldet“. Aber gerade diese Bilder, deren Neuheit zuerst befremdet, nehmen uns alsbald gefangen, packen uns durch ihre Kraft, laben uns durch ihre Süßigkeit und machen nicht wenige dieser Gedichte zu starken inneren Erlebnissen.

Der anscheinend weitgereiste Verfasser (die großen Städte des Morgenlandes sind ihm vertraut) erfährt das innere Wesen der geschauten Landschaften und der in sie hineingestellten Menschen mit überraschender Sicherheit. Ruhe und Kraft hol' er sich, wenn ihn in den Steinmauern der großen Städte „Gehirn und Heimweh dumpf bedrückt“, in der reinen Natur, bei der Einfachheit der Landschaften (siehe die „Anrufung der Dörfer“), und hier fühlt er in glücklichen Stunden die geisterhafte Nähe Gottes.

#### Die Drossel

„Erschüttert war die Star, als eine Drossel ankam in der blauen Luft.  
Sie hatte Gottes Zauberschrift gehört, in Traubengärten, eingeschlafnem Mohn,  
Und rief ihn süß aus hellem Vogelblut — er aber schmolz unendlich hin in Duft  
Und war wie Wind um weiße Lilien schon.

Noch blieb Erschütterung, zart und leanderbar,  
Geheimnisvoll gestreift lag Vorbeer um ein Haus,  
Müßig erglühte tief, sang eines Herzens hohe Wonne aus,  
Gewässer festeten, seltsam klar, und ruhten golden in den Wiesen unsichtbar.

Unwirklich flog der kühle Berg herauf,  
Den Stern um Stern nargissenweh beprübte,  
Vor Volk und Ungelicht tat sich der Himmel auf.

Von Tau troff Strauch und Laub, die Mitternacht kam schon,  
Ein Stach erscholl, die Drossel schwieg, der Honig anoll im dunklen Reich der Blüte,  
In Traubengärten, eingeschlafnem Mohn.“

In diesem Gedicht ersteigt Friedrich Schnack die volle Höhe seiner starken Begabung. Die einzigen zwei Zeilen „... und rief ihn süß aus hellem Vogelblut — er aber schmolz unendlich hin in Duft und war wie Wind um weiße Lilien schon“ wiegen Bände von Erzeugnissen moderner Dichtertlinge auf, die da gern wollten, aber nicht können — aber auch manchen goldgeschnittenen Band des 19. Jahrhunderts mit Backfischdichtung Seibelscher Nachkommenschaft. Zugleich gibt uns dieses Gedicht Aufschluß über Schnacks dichterischen Gottesbegriff. Anders als bei Englert erscheint das göttliche Wesen bei ihm losgelöst von der Natur und über ihr stehend; darum kann er in dem ehrfurchtdurchschauerten Gedicht „Dienstbarkeit“ gleich Jüngern des Neuen Bundes den Meister einladen, Wohnung zu nehmen bei dem geringsten seiner Knechte:



Halten will ich dein Haus, ich rren, ein Knecht, deine Schwellen,  
 Hüten dein Bett vor Schlangen und Skorpionscherren,  
 Weich sei immer das Kinnen, sei Diele bedeckt mit silbernen Ziegenellen.

„O! ist im Haus, es leuchten die Lampen, wenn du verlangst nach der Speise,  
 Wenn du den Wein trinkst, wenn du das Beze brichst, begehrst nach Früchten und Beeren,  
 Bestimmt ist die Harfe, brichwichtig der Wind, wenn du aufsteht vom Mahl und du wehst und  
 vergehst in dem Griff deiner Welle.“—

Sahen wir bei Fey ein Vortreten des Gedanklichen im Sinne der auswertenden Betrachtung, so bemerken wir bei Fr. Schnack einen großen Reichtum von sachlichen Einzelheiten, die mit dichterischer Kraft gestaltet sind: seine Gedichte sind farbensatte Gemälde, hingeworfen mit oft verhaltener, gebändigter, zuweilen aber auch voll und stark emporquellender Blut der Empfindung.

Von unseren drei Dichtern zeigt Schnack unbestreitbar am stärksten das Streben nach einer neuen Form. Bei ihm versagt der Versuch, an frühere Zeiten und Dichter anzuknüpfen; höchstens an Gleichzeitiges oder dem Dichter wenig Vorangehendes könnte erinnert werden. Hier weht durchaus ein Hauch vom Geist des 20. Jahrhunderts. Von den Auswüchsen moderner Ausdruckskunst (des „Expressionismus“) ist aber Schnack sehr weit entfernt. Seine Dichtung zeigt im Gegenteil, daß die Möglichkeiten eines edlen Realismus noch lange nicht erschöpft sind.





## Karl Spiegel

ein Gedenkblatt



och ganz nahe steht mir in der Erinnerung der Augenblick, wo K. Spiegel, mein väterlicher Freund, die letzten Worte mit mir wechselte. Im Schatten der ehrwürdigen Peterer Kirche war es, wo er von seinen literarischen Zukunftsplänen, von der Ausnutzung seiner umfangreichen, volkswissenschaftlichen Sammlungen zu mir sprach. Dann reichten wir uns die Hände zum Abschied. Ich bedauerte es, daß ich den erfahrenen Ratgeber verlieren sollte. In seinen Augen aber stand die Sehnsucht nach dem stillen Steigerwaldsdörflein, nach einem geruhreichen Lebensabend. Daß so bald finstere Nacht sich über sein Leben breiten sollte, ahnten wir beide nicht.

Am 27. Juli 1863 war Karl Spiegel, als Sohn eines v. Zollbeamten in Kuffstein geboren. Doch führte schon früh das Geschick ihn ins Frankenland, das er immer als seine Heimat betrachtete und mit seltener Treue liebte, dem er die volle Arbeitskraft schenkte. In Würzburg wuchs er auf. Er widmete sich dem Lehrerberufe. Schon damals, als er 1882 das Lehrerseminar verließ um in Eichenbühl als Hilfslehrer zu wirken, waren es die Überlieferungen des Volkes, die ihn anzogen und die er in jugendlichem Forschertrieb aufzeichnete<sup>1)</sup>. So zeigte er für volkstümliche Fragen reges Verständnis zu einer Zeit, wo die volkswissenschaftliche Forschung in Bayern noch nicht organisiert war. In Eichenbühl begann Sp. seine Sammlungen, wohl die umfangreichsten, die irgend ein fränkischer Forscher auf diesem Gebiet hinterlassen hat. Als dann im Jahre 1894 Univ. Prof. Brenner den Verein f. bayr. Volkswissenschaft u. Mundartforschung ins Leben rief, stellte Sp. nicht nur seine reichen Erfahrungen u. Sammlungen, sondern seine ganze Persönlichkeit in den Dienst dieses Vereins, dem er mit ganzem Herzen in guten und schweren Tagen bis zu seinem Lebensende angehörte. Mit Spiegel verlor dieser Verein einen seiner Allergetreuesten.

Damals, als er Prof. Brenner Gefolgschaft leistete, war er Lehrer in Priesgendorf (B. U. Ebern), wo ihn die Lüsberghöhlen zu interessanten Forschungen anregten, deren Ergebnisse er später in verschiedenen Aufsätzen niederlegte<sup>2)</sup>. Ebenso untersuchte er während seiner Tätigkeit in Birkenfeld (B. U. Marttheidenfeld) 1894–98 das „Heidenloch“. Damals schon zeigte sich Spiegels Vorliebe für die

<sup>1)</sup> „Aus der Franzosenzeit“, Basel, XVI (1905) S. 83.

<sup>2)</sup> „Die Künzl. Höhle im Seitenstein“, Basel, XXIV (1913) S. 217, 221. XXV (1914) S. 768, 789, 809. — Über die Bezüge der gewitterabweisenden Berge zum alt. Glauben“, Blätter f. bayr. Volksw. VIII, Würzburg, 1920. S. 6. — Frankentafelender 1921, S. 51. „Heidnische Sakristei“.